

Die Krise des Jugendalters

Autor(en): **Moser, Heinz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **80 (1993)**

Heft 6: **Jugend heute**

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-529692>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Krise des Jugendalters

Jugend als Moratorium zwischen Kindheit und Erwachsenenstatus, wo man sich ausprobieren und sich selbst werden konnte, wie es Erik Erikson (1966) beschrieb, kannten frühere Generationen höchstens als Privileg von höheren Schichten. Doch nachdem sich diese Form der Sozialisation auch in den unteren Schichten in diesem Jahrhundert durchzusetzen begann, scheint das Jugendalter heute wieder sang- und klanglos zu «verschwinden».

Auf gültige Weise wurde der Übergang vom Kind zum Erwachsenen im klassisch gewordenen Konzept der Identitätsentwicklung von Erik Erikson (1966) beschrieben. Darin ist die Ich-Entwicklung eingebettet in eine Betrachtungsweise, welche das Wachstum im Rahmen der Überwindung von Krisen betrachtet. Das Kind identifiziert sich in verschiedenen Phasen seiner Entwicklung mit bestimmten Teilaspekten des Menschen, die damit am stärksten auf es einwirken. «Identität» bedeutet dabei, dass die Heranwachsenden imstande sind, diese Identifikationen zu integrieren: «Die Funktion des Ichs besteht darin, die psychosexuellen und psychosozialen Aspekte einer bestimmten Entwicklungsstufe zu integrieren und zu gleicher Zeit die Verbindung der neu erworbenen Identitätselemente mit den schon bestehenden herzustellen» (Erikson 1966, S. 143). Damit wird klar: Identitätsbildung ist nicht auf die Adoleszenz beschränkt, sondern betrifft den gesamten Lebenslauf. Die Wurzeln reichen bis in die Zeit der ersten Selbst-Wahrnehmung zurück: «Schon im ersten antwortenden Lächeln des Säuglings ist etwas von einer Selbst-Erkennung, verbunden mit einer gegenseitigen Anerkennung enthalten» (Erikson 1966, S. 141).

Identitätsbildung ist nicht nur auf die Adoleszenz beschränkt, sie betrifft den ganzen Lebenslauf.

Jugend als psychosoziales Moratorium

Dennoch kommt der Lebenskrise am Ende der Kindheit, der Adoleszenz, für die Ich-Entwicklung eine herausragende Funktion zu. Der Heranwachsende erhält im Rahmen eines «psychosozialen Moratoriums» die Gelegenheit, sich durch freies Rollen-Experimentieren zu erproben und durch dieses Experimentieren seine unverwechselbare Erwachsenenidentität zu finden. Dieser Prozess ist in einem besonderen Masse konfliktreich, muss man doch die Kindheit auf eine ungewisse Zukunft hin verlassen. Nach Erikson ist es eine normative Krise, d.h. eine normale Phase vermehrter Konflikte, charakterisiert durch eine scheinbare Labilität der Ichstärke und gleichzeitig durch ein hohes Wachstumspotential, was bis zu Formen der Rollendiffusion gehen könne und zum Hinauslehnen der Jugendlichen über seelische Abgründe. Aus seiner klinischen Erfahrung beschreibt Erikson Extremfälle psychopathologischer Identitätsstörungen, welche junge Menschen daran hindern, sich die von ihrer Gesellschaft vorgesehene institutionelle Karenzzeit zunutze zu machen. An diesen Fällen lässt sich indessen auch

ablesen, welche Krisen – in abgeschwächter Form – generell für die Jugendphase typisch sind. So wird z.B. der Zustand akuter «Identitätsdiffusion» gewöhnlich dann manifest, «wenn der junge Mensch sich vor eine Häufung von Erlebnissen gestellt fühlt, die gleichzeitig von ihm die Verpflichtung zur physischen Intimität (die keineswegs immer deutlich sexuell sein muss), zur Berufswahl, zu energischer Teilnahme am Wettbewerb und zu einer psychosozialen Selbstdefinition fordern» (Erikson 1966, S.155).

Erikson: Durch die Überwindung der Krise erwirbt sich der Jugendliche eine stabile Erwachsenen-Identität.

Weitere Dimensionen dieser Krise können sein: Ein Intimitäts-Problem, indem der Jugendliche sich isoliert fühlt und lediglich in der Lage ist, sehr stereotype und formale Beziehungen zu anderen Menschen aufzunehmen; eine «Dissuasion» der Zeitperspektive, indem sich der junge Mensch gleichzeitig fast babyhaft jung und zugleich uralte fühlt; eine Dissuasion des Werksinnes, welche unfähig macht, sich auf irgendwelche Arbeit zu konzentrieren, bzw. sich in eine exzessive und selbstzerstörerische Beschäftigung mit einseitigen Dingen auswächst; die Flucht in eine negative Identität, indem man sich allem widersetzt, was die Familie oder die Umgebung als gute, wünschenswerte Rollen nahelegt (vgl. dazu ausführlich Erikson 1966, S.153 ff.). Dennoch sollte es einem durchschnittlichen Jugendlichen möglich sein, diese Krisen zu überwinden und gestärkt daraus hervorzugehen, in dem Sinne, dass man sich dadurch eine stabile Erwachsenen-Identität erworben hat.

Ursprünglich scheinen solche Vorstellungen vor allem auf reflektierende Jugendliche der Mittelschichten hin entwickelt worden zu sein, die noch nicht in den Arbeitsprozess eingegliedert waren – also etwa auf den Prototyp grüblerischer Gymnasiasten, die in ihren ersten lyrischen Versuchen zwischen Omnipotenz und totaler Verlassenheit schweben, romantisierend für ihre erste Liebe schwärmen und die Suche nach dem Sinn ihres Lebens zelebrieren. Nach dem zweiten Weltkrieg schien es mit zunehmenden Bildungsansprüchen, wie wenn dieses Modell der Sozialisation für eine immer grössere Zahl von Heranwachsenden – weit über die traditionelle Gymnasiastenkultur hinaus – zutrefte. Als Protagonist solcher Jugendlicher auf der Suche nach sich selbst (und in der Auseinandersetzung mit unverständigen Eltern) mag James Dean gelten (etwa in «Denn sie wissen nicht, was sie tun»).

Zinnecker: Die Realgeschichte der Jugend beginnt erst in den fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts.

So vertritt Jürgen Zinnecker (1985) die These, dass eine Realgeschichte von Jugend erst in den fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts begonnen habe. Ein psychosoziales Moratorium im Sinne Eriksons, das Platz zur Gestaltung des eigenen Tagesablaufs und wenigstens der kurzfristigen Zukunft ermögliche, sei weder in der Lebensgestaltung noch in der frei verfügbaren Zeit der Jugendlichen in den 50er Jahren möglich gewesen. Erst das Zeitbudget der Jugendgeneration in den 80er Jahren lässt «das Aus- und Erleben eines psychosozialen Moratoriums zu. Als Beispiel aus unserer Jugendstudie können wir die bevorzugten Freizeittätigkeiten der Jugendlichen heute und damals nehmen. Die Jugendgeneration der 80er Jahre verzeichnet ein ausdifferenziertes Spektrum von Interes-

sen und Wünschen für ihre Freizeit, welche den Jugendlichen der 50er Jahre – sowohl aus objektiver wie aus subjektiver Sicht – versperrt waren» (Zinnecker 1985, S. 38).

Kritik am Konzept der Identitätskrise

Wie weit jedoch diese Jugendzeit heute noch durch Krisen bestimmt ist, erscheint in der Forschung umstritten. So geht James S. Coleman (1984) im Gegensatz zu Erikson davon aus, dass die Adoleszenz eine Periode relativer Stabilität darstellt. Zwar ist auch er davon überzeugt, dass während des Jugendalters Anpassungsleistungen nötig sind. Dennoch bedingt dies nicht eine tiefgreifende Identitätskrise. Vielmehr formuliert Coleman eine «Focal-Theorie», wonach Jugendliche diese Anpassung über eine ganze Reihe von Jahren ausdehnen, indem sie Probleme wie Ängste vor Zurückweisung durch Gleichaltrige, Ängste vor heterosexuelle Beziehungen, Konflikte mit den Eltern usw. zu unterschiedlichen Zeitpunkten angehen. Bewältigung von Konflikten bedeutet also nicht den Durchgang durch eine tiefgreifende Krise, sondern deren sequentielle Differenzierung und Abarbeitung.

Coleman's Focal-Theorie: Die Krise auf Raten...

Im deutschsprachigen Raum wäre in diesem Zusammenhang auf die empirischen Arbeiten von Döbert/Nunner-Winkler (1975) und von Nunner-Winkler (1985) zu verweisen. Nunner-Winkler (1985) besteht zwar ebenfalls auf der Krisenhaftigkeit der Adoleszenz, zeigt aber auf, dass solche Krisen auf verschiedene Weise – eher ausagierend oder reflektierend – abgearbeitet werden können. Und sie macht deutlich, dass Krisen in unterschiedlichen Stadien der Adoleszenz manifest werden können – etwa wenn sie feststellt, dass die von ihr untersuchten 14–15jährigen Jugendlichen deutlich weniger (nur $\frac{1}{3}$) Krisensymptome als die älteren Jugendlichen benannten. Nunner-Winkler kommentiert: «In der Gruppe der jüngeren Befragten sind also vermutlich «krisenfreie» Jugendliche enthalten, die im Verlauf ihrer weiteren Entwicklung durchaus noch eine heftige Krise erfahren mögen» (Nunner-Winkler 1985, S. 51 f.). Generell ist denn auch anzunehmen, dass Adoleszenzerfahrungen unterschiedlich verarbeitet werden, oft nicht im Rahmen der einen grossen Adoleszenzkrise, sondern indem Krisen sequentiell abgearbeitet werden – wobei durchaus eine beträchtliche Anzahl von Jugendlichen keine grössere Krise kennt, bzw. in machen Fällen Orientierungs- und Anpassungskrisen erst später – zur Lebensmitte hin – virulent werden.

Eine beträchtliche Zahl von Jugendlichen kennt keine grössere Krise – in manchen Fällen werden Krisen erst zur Lebensmitte hin virulent.

Aber auch die Bedeutung der Krise ist – je nach Kreis der Jugendlichen – sehr unterschiedlich. Am Beispiel der Einstellung zur Bundeswehr arbeitet Nunner-Winkler (1985) heraus, dass die besser gebildeten männlichen Jugendlichen mit einer mehr reflektorischen Krisenerfahrung sich gegen gesellschaftlich vorgegebene Prioritätensetzungen wenden, wonach Menschenleben zur Verteidigung bestimmter Lebensformen einzusetzen sind. Gegenüber dieser gesellschaftskritischen Einstellung wehren sich die weniger gebildeten Jugendlichen, welche ihre Adoleszenzkonflikte durch Ausagieren bearbeiten, vor allem gegen die

Zumutungen, welche mit Rollen in totalen Institutionen verbunden sind. Ihnen geht es also nicht um Gewissenskonflikte, sondern um konkrete Pflichten und Forderungen, die mit der Soldatenrolle verknüpft sind: Sie wollen sich nicht der Kommandogewalt unterordnen oder verwehren sich gegen den Drill.

Der Anfang vom Ende des Jugendalters

Noch weitreichender ist die Kritik Jürgen Zinneckers. Er geht zwar – wie weiter oben dargestellt – von der These aus, wonach die Realgeschichte des Jugendalters erst in den 50er Jahren beginne, fügt aber hinzu, dass diese damit auch gleich am Ende angekommen sei; denn die fünfziger Jahre seien gleichzeitig «der Anfang vom Ende der Jugend» (Zinnecker 1985, S. 39). Insbesondere könne man heute kaum noch behaupten, dass Jugend in einem pädagogisch behüteten Schutzraum stattfinde; sie sei gegenwärtig weder pädagogische Provinz noch psychosoziales Moratorium. In Übereinstimmung mit der These von der immer früheren «Emanzipation» der Kindheit von der Familie, die Hermann Giesecke (1985) postuliert, schreibt Zinnecker: «Jugendliche befreien sich aus gewissen pädagogischen Kontrollen des Elternhauses, <geheime Miterzieher>, wie es zeitgenössisch hiess, melden sich zu Wort und wollen Jugendliche früh und gründlich in die gesellschaftliche Pflicht nehmen» (Zinnecker 1985, S. 40).

Die klassische Grenze zwischen Jugendlichen und Erwachsenen ist in Frage gestellt – aber auch jene zwischen Kindheit und Jugend.

Damit stimmt überein, dass Zinnecker aufgrund der von ihm geleiteten Shell-Jugendstudien zum Schluss kommt, dass Jugendliche in den 80er Jahren Erfahrungen um Jahre früher machen als die Generation der 50er Jahre. Dies betrifft zum Beispiel erste sexuelle Erfahrungen oder die Erfahrung der Tanzstunde als Initiationsritus. Während in den 50er Jahren die Jungen zwischen dem 16. und dem 20. Altersjahr, die Mädchen zwischen dem 17. und dem 20. Altersjahr erste Erfahrungen mit dem andern Geschlecht machten, hat sich dieser Zeitraum in den 80er Jahren um mehrere Jahre nach unten verschoben: «Jungen sammeln laut eigenen Angaben erste Erfahrungen zwischen dem 14. und 17. Altersjahr, Mädchen zwischen dem 15. und 18. Lebensjahr. Zur Tanzstunde gehen heutige Jugendliche – es sind damals wie heute rund 50 Prozent – durchschnittlich zwei Jahre früher. Besonders bei Mädchen hat sich das Alter vorverlegt (von 16 auf 14 Jahre)» (vergl. Zinnecker 1985, S. 41).

Stellt man in diesem Sinne die klassische Grenze zwischen Jugendlichen und Erwachsenen in Frage, so ist allerdings zu beachten, dass die Aufweichung nicht nur «von unten» erfolgt. Verschiebt sich nämlich die Alterssegmentierung auf neue Grenzlinien hin, so bedeutet dies, dass auch von dem Segment der Erwachsenen, welches den jüngeren Milieus zugerechnet wird, ein entsprechender Druck ausgeht. In diesem Sinne wäre die Beobachtung Zinneckers zu interpretieren, wonach die Erwachsenen zwischen 45 und 54 die grosse Überraschung der «Jugendstudie 84» gewesen sei. Im Vergleich zu ihrer eigenen Jugend in den 50er Jahren habe diese Generation nachgelernt. Heute seien diese Erwach-

senen z.T. an manchen Fragen interessierter und informierter, sie seien modischer ausgerichtet und äusserten sich in ihren Einstellungen liberaler. Sogar der Anteil derer, die selbst Sport treiben, sei im Alter von 50 Jahren höher als in der Zeit um das zwanzigste Lebensalter. So kommt Zinnecker zum Fazit: «Alt» im heutigen Sinn wirken die Jugendlichen der 50er Jahre. Die Erwachsenen der 80er Jahre sind in unserer Untersuchung der heutigen Jugendgeneration viel näher als ihrer eigenen Jugendzeit (Zinnecker 1985, S. 42 f.).

Auch dies stellt die Adoleszenz als eine Art Initiationsritus von Jugendlichen in die Welt der Erwachsenen in Frage. Denn offensichtlich ist diese Erwachsenenwelt selbst von Werten der Jugendlichkeit geprägt, und viele jüngere Erwachsene fühlen sich den Jugendlichen in ihren Lebensstilen näher verbunden als den älteren Erwachsenengenerationen. In ähnlichem Sinn betont Dieter Lenzen (1991), dass die ausbleibenden Transitionsriten von Lebensphase zu Lebensphase die Menschen gleichsam mental in der ersten Lebensphase zurückhielten. Dies bedeute eine strukturelle Expansion der Kindheit in unserer Kultur: «Auch dort, wo Menschen der westlichen Industrienationen die extrem verlängerte Phase des Ausbildungsprozesses hinter sich gelassen haben, versuchen sie wenigstens symbolisch, sich die Attribute der Jugendlichkeit zu sichern, angefangen von der Selbstdarstellung des <jugendlichen> Körpers bis zur Erzwingung eines <jugendlichen> Lebensstils aus spezifischen Vergnügungen, Reisen, Promiskuität usw.» (Lenzen 1991, S. 45).

Heute ist die Erwachsenenwelt selbst von Werten der Jugendlichkeit geprägt.

Die Ichschwäche des Narzissmus

Eine zweite mehr psychologische Linie der Kritik, die mit den bisherigen Befunden weitgehend übereinstimmt, wäre anhand jener Arbeiten zu diskutieren, die seit der Mitte der Siebzigerjahre den Narzissmus in den Mittelpunkt ihrer Betrachtungen zur Jugendforschung stellten und dabei die Theorie vom «neuen Sozialisationstyp» formulierten (vgl. Ziehe 1975). Auch in dieser Diskussion geht es um den Generationenwandel, allerdings unter der kritischen Perspektive der an den Idealen der 68er-Bewegung orientierten Linken. Insbesondere erwies es sich in den siebziger Jahren, dass die nachwachsende Generation die Revolte der Achtundsechziger nicht mehr mitzutragen begann. Die damalige «linke» Pädagogik, welche in ihre Kritik spätkapitalistischer Verhältnisse insbesondere die Schulkritik einbezog und davon ausging, dass Emanzipation vor allem durch das «verordnete, kasernierte, entfremdete Lernen» verhindert werde, war mit einer neuen Schülergeneration konfrontiert, die auf solche Thesen nicht mehr anzusprechen schien. Der moralische Diskurs der enttäuschten Linken machte daraus schnell eine Schuldzuschreibung: «Vom autoritären Scheisser zum oralen Flipper» lautete das einprägsame Motto, welches Herbert Stubenrauch prägte. Und er beschreibt diese neue «Jugend in einer psychoanalytischen Terminologie, die hinter ihren sublimen theoretischen Begriffen nur schwer die pure Enttäuschung versteckte: «Nicht mehr gilt offenbar der klassische Freud-Satz: <Wo Es war, soll Ich sein> und seine Ergänzung: <Wo Über-Ich war, soll Ich werden>, die den politischen Kampf

z.B. der Studentenbewegung als zielgerichtete Revolte auch kennzeichneten. Sondern: unmittelbare Bedürfnisbefriedigung hier und jetzt (‹Hab keinen Bock drauf› – ‹Mir stinkt's› – ‹Scheisse› – ‹Politisierung über den Bauch› usw.) setzt für relativ kurze Zeit produktive Energie in Bewegung, die, sobald sie auf eine dieser Bewegung sich versperrende Realität trifft, über blinde Wut in lähmende Apathie umschlägt. Sie wollen, können nicht, aber sind bedürftig, wie alle, die unter diesem ‹Heranwachsen im Widerspruch einer kapitalistischen Warengesellschaft› leiden, die ‹sich einbringen›, um zu ändern, die ‹kaputt machen wollen, was sie kaputt macht› und dabei wider Willen zu Kaputtniks werden und gemacht werden» (Stubenrauch 1975, S. 10).

*Achtundsechziger:
ichstarke Persönlich-
keiten – heutige
Jugend nurmehr
Kaputtniks?*

Nicht von ungefähr ist diese Passage ausführlich wiedergegeben worden. Denn mit ihrer plakativen Zuteilung von ‹gut› und ‹böse›, ‹progressiv› und ‹reaktionär› wird unversehens deutlich, wie stark diese Kritik an den neuen Sozialisationsmustern der Jugendlichen von ideologischen Gesichtspunkten her bestimmt war. Schliesslich erscheinen hier die Achtundsechziger als ichstarke Persönlichkeiten, während ihre jüngeren Nachfolger es nicht mehr schaffen, die Energie des ‹Es› in ein ‹Ich› umzuschaffen. Andere Autoren argumentieren subtiler; dennoch scheinen im Konzept des ‹neuen Sozialisationstyps› generell ähnliche Motive durch.

Dabei wäre erst einmal zu fragen, ob Identitäten früher wirklich ‹stabiler› waren. Ist es nicht eher zu vermuten, dass es sich um ein in psychoanalytischer Begrifflichkeit verbrämtes Vorurteil handelt, wenn aus einer veränderten psycho-strukturellen Entwicklung gleich auf eine Abschwächung des Ichs gefolgert wird, die in ihren Konsequenzen schon fast Lebensuntüchtigkeit unterstellt? So heisst es bei Döpp: ‹Was diesen ‹neuen Sozialisationstyp› vom ‹klassischen› Genitalcharakter unterscheidet, ist nicht nur seine psycho-strukturell narzisstische Dominanz; er unterscheidet sich auch durch eine veränderte (geschwächte) Funktion des Ichs. Die Schwächung des Ichs und ein vom Ich ‹abgekoppeltes› Ich-Ideal mit extrem hochfliegenden Ansprüchen geben diesem Typus – im Unterschied zum autoritären Charakter – ein hohes Mass an struktureller Flexibilität, bzw. erzeugen einen Mangel an psycho-struktureller lebenslanger Konsistenz» (Döpp 1975, S. 25).

Die ‹Flexibilisierung› des Ichs

Die Überlegungen im Rahmen der Narzissmus-Debatte enthalten implizit den Vorwurf, dass das starke Ich der traditionellen Sozialisation immer stärker aufgelöst würde. Strukturelle Flexibilität, so Döpp im obigen Zitat, erzeugt demnach einen Mangel an psychostruktureller Konsistenz. Dem gegenüber ist vorerst einmal schlicht – und ohne Wertung – zu konstatieren, dass wir von einer zunehmenden Flexibilisierung der Ich-Strukturen auszugehen haben. Dass die ‹Beweglichkeit› von Triebkräften durchaus im positiven Sinne zur Lösung von Konflikten beitragen kann, hat im übrigen schon Erikson gesehen, wenn er schreibt: ‹Die Adoleszenz ist eine Krise, in welcher das Gefühl der

Peinigung durch innere und äussere Forderungen oft nur bewältigt werden kann, wenn die Abwehrkräfte beweglich sind; der junge Mensch muss sich durch immer neue Experimente einen Weg suchen, auf dem er sich am besten betätigen und ausdrücken kann» (Erikson 1966, S.146).

War es früher möglich, in Überwindung dieses Zustands der Unsicherheit ein stabiles Gleichgewicht zu finden, indem man sich selbst in seinem Bezug zur Umwelt «lebenslang» als «derselbe» zu definieren vermochte, ist dies auch aus gesellschaftlichen Gründen immer schwieriger geworden. Man könnte sich sogar fragen, ob eine zu starre Identität heute nicht sogar kontraproduktiv wäre. Nur stichwortartig seien dazu einige der erschwerenden Faktoren genannt:

- Berufliche Perspektiven sind angesichts des technologischen Wandels keine Lebensperspektiven mehr.
- Infolge der geschrumpften Arbeitszeit bestimmen sich die Menschen heute oft viel stärker durch die Freizeit wie durch den Beruf.
- Traditionen lösen sich zugunsten eines Wert- und Normenpluralismus auf; daraus resultieren widersprüchliche Anforderungen an den einzelnen; je nach Situation, in welcher er sich bewegt.
- Die Welt ist zunehmend unübersichtlich geworden; einfache Antworten findet man in einer komplexen Welt kaum mehr.
- Das traditionelle Familienmodell hat sich als Identifikationsmuster abgeschwächt; damit verbunden sind Probleme wie: abwesende Väter, hohe Scheidungsrate, Verschwinden der Kindheit.

Angesichts solcher Perspektiven sind Anpassungsleistungen notwendig: Einmal vorgenommene Identifikationen tragen nicht mehr über das ganze Leben hinweg. Zudem muss es dem einzelnen möglich sein, widersprüchliche Anforderungen an sich selbst flexibel auszubalancieren. Auf einen Nenner gebracht: Eine instabile Balance des zwischen den eigenen Forderungen und der Umwelt vermittelnden Ichs erscheint in vielen Situationen angemessener als ein starres und stabiles Gleichgewicht. In diesem Sinne müsste man heute eher von einer «Patchwork-Identität» (Elkind) ausgehen, also von einer Identität, welche widersprüchliche Rollenerwartungen umfasst – wie zum Beispiel bei einem Jugendlichen, der sich in Diskussionen für Umweltschutz einsetzt, sich aber mit 18 gleich ein Motorrad wünscht, gegen die Polizei schimpft und dennoch leidenschaftlich gerne Krimis am Fernsehen schaut. Obwohl er die steifen Umgangsformen der «Spiesser» hasst, besucht er gleichzeitig einen klassischen Tanzkurs, identifiziert sich daneben aber auch mit den Stars der Rap-Musik.

Dass diese Patchwork-Identität auch ihre Schattenseiten¹ hat – gerade bei Jugendlichen, welche mit der damit verbundenen Verunsicherung nicht fertig werden und daraus Fluchtmöglichkeiten suchen (z.B. in die Drogen oder zu den einfachen Gewissheiten von fundamentalistischen Überzeugungen) braucht nicht eigens betont zu werden. Doch erst

Einmal vorgenommene Identifikationen tragen heute nicht mehr über das ganze Leben hinweg.

wenn man den Wandel als solchen erst einmal akzeptiert, dürfte es gelingen, die damit verbundenen Probleme auf einer realistischen Basis zu bearbeiten.

Das Konzept der Erlebnisgesellschaft

Es stellt sich nun allerdings die Frage, was «Jugend» unter solchen Bedingungen noch bedeutet: Einmal hat die Kritik am klassischen Identitätskonzept gezeigt, dass ein krisenhafter Verlauf im Übergang zum Erwachsenenleben lange nicht mehr für alle Jugendlichen zutrifft. Aufgrund der Überlegungen zur Patchwork-Identität könnte man hinzufügen: Das dürfte damit zusammenhängen, dass die Beweglichkeit der Kräfte und die Flexibilität, die mit dem Experimentieren der Jugendlichen verbunden ist, im Rahmen der neuen gesellschaftlichen Anforderungen nicht mehr als Durchgangsphase zu überwinden sind. Vielmehr sind – auch von Erwachsenen – «Kompromisse» zu suchen, welche unter solchen Bedingungen ein koordinierendes und steuerndes Ich dennoch zulassen. Eine Jugendphase im klassischen Sinne dürfte sich damit generell überlebt haben.

Die wichtigste Grenzzone zwischen den Altersgruppen hat sich in einen Bereich um das vierzigste Lebensjahr verschoben.

Diese These wird von der soziologischen Diagnose Gerhard Schulzes (1992) gestützt, der in seiner empirisch abgestützten Studie von einem gesellschaftlichen Wandel zu einer «Erlebnisgesellschaft» spricht. Damit ist einmal gemeint, dass sich die Grenze zwischen den Generationen verschoben hat: «Die wichtigste Grenzzone zwischen den Altersgruppen hat sich in einen Bereich um das vierzigste Lebensjahr herum verschoben. Jugendlichkeit erscheint nur als ein erster Abschnitt in einer längeren Phase der Zugehörigkeit zu einem der jüngeren Hauptmilieus, deren Unterschiedlichkeit durch die Rede von der Jugendkultur verwischt wird» (Schulze 1992, S. 368).

Was ist nun aber der Unterschied in den Lebensperspektiven und -einstellungen der Generationen, welche durch diese neue Grenze unterschieden werden? Nach Schulze sind die älteren Generationen aussenorientiert; sie sind auf Leistung und Erfüllung äusserer Werte und Normen hin orientiert. Ein Beispiel dafür sind Angehörige des «Niveaumilieus», verkörpert zum Beispiel durch den älteren Lehrer, den Professor, den Rechtsanwalt, das Bildungsbürgertum: Ihr Weltbild «ist von oben nach unten geordnet; als primäre Perspektive dominiert die Dimension der Hierarchie. Strukturierendes Prinzip ist der feine Unterschied, die Abstufung zwischen höher und tiefer, die in einen aussenverankerten Ich-Welt-Bezug mit verschiedenen parallel verlaufenden Rangordnungen eingebettet ist: Beruf, Bildung, Einkommen, Besitz, Geschmack, Sprachcodes, Konversation, Kleidung» (Schulze 1992, S. 284).

Demgegenüber richtet sich das Bild der jüngeren Generation an Selbstverwirklichung und Stimulation aus. Hier dominiert das Muster einer innenorientierten Gesellschaft, die sich am Erlebniswert von Angeboten ausrichtet und den Körper als «Erlebnismedium» instrumentalisiert:

«Wer mit dem schlichten Ziel in den Supermarkt geht, ein Stück Seife zu Sauberkeitszwecken zu erwerben, muss unverrichteter Dinge wieder nach Hause gehen. Seine Motivation reicht nicht aus, um sich zwischen den vielen Angeboten, die denselben Zweck erfüllen, zu entscheiden. Erst wenn sich der Konsument auf erlebnisorientierte Zusatzqualitäten einlässt, mit denen sich die Produkte hervortun – wilde Frische, cremige Zartheit, erotische Formgebung, Naturbelassenheit usw. –, ist er in der Lage, eine ganz bestimmte Seife wirklich zu wollen» (Schulze 192, S. 59). Analog dazu hat sich ein fast unbegrenzter Erlebnismarkt entwickelt mit: «Erlebniswelten» (Jelmoli) in den Warenhäusern und ganzen Erlebniszentren wie Grodoonia in Rümlang, mit erlebnisorientierten Freizeitaktivitäten wie Gleitschirmfliegen, Bungy-Springen oder Überlebenstraining, mit Fitness-Zentren, Kampfsportarten und Erlebnisschwimmbädern, mit einer Erlebnisgastronomie, die Speisen aus allen möglichen Ländern anbietet, mit fernöstlichen Meditationsformen und einer breiten Palette von Therapieformen, die dem westlichen Menschen neue Erlebnisqualität versprechen, usw.

Bei den Unter-40jährigen, welche auf dieses Verhaltensmuster der Erlebnisorientierung ansprechen, unterscheidet Schulze zwei Milieus:

■ *Das Selbstverwirklichungsmilieu:* Dazu gehören die Kleinkunstszene (Theater, Jazz, Konzerte, Galerien usw.), das Studentenmilieu, aufstiegsorientierte Yuppies. Es ist überdurchschnittlich mobil, mit einem Drang nach aussen und zur Selbstdarstellung; es dominiert in den In-Restaurants, bevölkert die Bistros, Bars, Kinos und Kunstausstellungen, fühlt sich in der Welt der Boutiquen ebenso zuhause wie bei experimenteller Musik und Kunst.

■ *Das Unterhaltungsmilieu* hat weniger «gehobene» Ansprüche; es umfasst jüngere Personen mit niedrigerem Schulabschluss. Charakteristisch dafür sind Actionfilme, Spielsalons, Videothek, Fussball, Autorennen, Fitnessstudio, Diskotheken. Action wird hier mehr «äusserlich» und ohne ästhetischen Anspruch ausgelebt – beim Flippern, beim Videosehen, beim Motorrad- oder Autofahren, im Fitness-Training.

Betrachtet man diese Milieuzuschreibungen, die Schulze aufgrund seiner Studien vornimmt, so fällt einmal auf, dass das Leben in der Erlebnisgesellschaft sehr gut mit jener neuen Form der balancierten Identität zusammenpasst, die weiter oben beschrieben wurde. Wer sich in solchen Milieus bewegt und sich dabei an Action und Spannung als Lebensschema ausrichtet, benötigt jene Flexibilisierung des Ichs, oder wie es Schulze ausdrückt: «Entgegen der im Begriff der Selbsterkenntnis enthaltenen Unterstellung, dass das zu erkennende Selbst bereits vorhanden sei und nur gefunden werden müsse wie ein Pilz im Wald, weist vieles darauf hin, dass das Selbst zumindest teilweise über ästhetische Handlungen erst konstruiert wird und sich mit dem Stil ändert. Oft wird der Härtegrad des inneren Kerns überschätzt – als liesse sich das Verhältnis von Selbst und Stil mit der Beziehung von Stempel und Abdruck vergleichen» (Schulze 1992, S.110). Und es gilt dabei: Spontaneität, Empfindungsreichtum und Gefühlsintensität sind als Kriterien für die

In die Erlebnisgesellschaft passt die balancierte Identität.

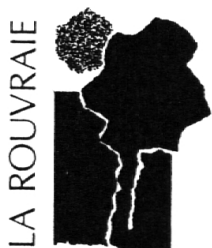
Psyche wichtiger als traditionelle Qualitäten wie: Tugend, Pflichtbewusstsein oder Charisma und edle Grösse.

Ein Fazit

Die Individuen wählen ihre Identitäten bewusst.

Im Rahmen dieses Aufsatzes konnte es lediglich darum gehen, eine Diagnose zu stellen. Danach erscheint es eindeutig, dass sich die Zeit der Jugend über die letzten Jahrzehnte in ihrer soziologischen und sozialpsychologischen Bedeutung verändert hat. Galten früher Spontaneität und Experimentieren als Merkmale der Unreife, die für eine Übergangsphase zugestanden werden sollten, nach der sich dann aber Zuverlässigkeit, Reife, Berechenbarkeit und Konstanz in Lebens- und Berufsbeziehungen einstellen sollte, so hat sich dies verändert: Spontaneität gilt heute nicht mehr als Durchgangsstadium, sondern als Entwicklungsziel (vgl. Schulze 1992, S. 369). Und das bedeutet auf der Seite der Individuen, dass sie ihre Identitäten z.T. nach ästhetischen Kriterien bewusst wählen und deren widersprüchliche Seiten – als unterschiedliche Dimensionen ihrer selbst – balancieren.

Es braucht kaum erwähnt zu werden, dass es sich dabei um einen Akt auf dem hohen Seil des Lebens handelt, wo auch Abstürze vorkommen, die mehr oder weniger glimpflich ausgehen. Allerdings handelt es sich dabei nicht um eigentliche «Jugendprobleme». Die 40jährigen sind



Jugendzentrum und Ferienkolonie

Idyllisches Zentrum im Grünen für Schulen, Lager, Seminare. An der Seite des Creux-du-Van und in der Nähe vom See. Komplette Pension – korrekte Preise – renovierte Lokale. Verfügbar in den Monaten August, September und November.

LA ROUVRAIE Bevaix NE 038/46 12 72 Fax 038/46 20 15

Einwohnergemeinde 6331 Hünenberg ZG

Schulwesen

Auf Beginn des Schuljahres 93/94 (Stellenantritt 16.08.93) suchen wir für unsere Kleinklasse C

eine Lehrerin oder einen Lehrer

(wenn möglich mit heilpädagogischer Ausbildung)

Die KK C Ennetsee ist ein Gemeinschaftsunternehmen der Gemeinden Risch, Steinhausen, Cham und Hünenberg.

Aufgeschlossene Schulbehörden, ein gut eingespieltes Lehrerteam und eine optimale Infrastruktur erwarten Sie. Wenn Sie an dieser Aufgabe interessiert sind, senden Sie Ihre Bewerbung (mit Handschriftprobe, Lebenslauf, Zeugniskopien, Referenzen und Foto) so rasch als möglich an folgende Adresse:

Frau Alma Leuenberger, Schulpräsidentin, Chamau, 6331 Hünenberg

Für weitere Auskünfte steht Ihnen der Rektor, Bruno Setz, jederzeit gerne zur Verfügung.
(Tel. 042365586 S / 042361182 P).

den 18jährigen einstellungsmässig oft viel näher als den 50jährigen. Dennoch heisst dies nicht, dass mit der Auflösung der klassischen Konzeption von Jugend dieses Lebensalter zukünftig ohne spezifische pädagogische Bedeutung bleibt. Vielmehr liegt es nahe, dass das Heranwachsen in der Erlebnisgesellschaft mit besonderen Problemen verbunden bleibt – etwa mit dem Zwang zu wählen und dem allgegenwärtigen Konsum. Dies fordert pädagogische Überlegungen gerade für Kinder und Jugendliche in besonderem Masse heraus.

Doch leider wissen wir im Moment noch sehr wenig über diese neuen Formen des Heranwachsens, da in der Schweiz kaum eine kontinuierliche Jugendforschung besteht. Ganz anders ist die Situation in der Bundesrepublik, wo z.B. die Shell-Studien seit Jahrzehnten systematische Einblicke in den Wandel des Jugendalters erlauben. Bei uns dagegen sind die Aktivitäten in diesem Bereich so schnell abgeflaut, wie die «Unrast der Jugend» in den achtziger Jahren wieder verschwunden ist. Jedenfalls handelt es sich geradezu um einen Skandal, dass es bei uns an der notwendigen Forschung fehlt. So bleibt die Reaktion auf den Wandel des Jugendalters oft bei Verständnislosigkeit stehen – und beim lautstarken Lamentieren: Kinder und Jugendliche seien heute so nervös, man verstehe sie nicht mehr, die Jugendgewalt sei noch nie so gross gewesen...

*Jugendforschung in
der Schweiz nur
wenn es kriselt...*

Anmerkungen

- 1 Davis Elkind (1991) stellt in seinem Buch allein diese heraus.

Literatur

- Coleman J.*: Eine neue Theorie der Adoleszenz. In: *Olbricht E., Todt E. (Hrsg.): Probleme des Jugendalters*, Berlin 1984, S. 49ff.
- Döbert R., Nunner-Winkler G.*: Adoleszenzkrise und Identitätsbildung, Frankfurt 1975
- Döpp H.-J.*: Narziss: Ein neuer Sozialisationstyp? In: *Häsing H. u.a. (Hrsg.): Narziss. Ein neuer Sozialisationstyp?* Bensheim 1979, S. 19ff.
- Elkind D.*: Total verwirrt, Bergisch Gladbach 1991
- Erikson E. H.*: Identität und Lebenszyklus, Frankfurt 1966
- Giesecke H.*: Das Ende der Erziehung, Stuttgart 1985
- Lenzen D.*: Moderne Jugend und postmoderne Jugend. Was leistet noch das Identitätskonzept? In: *Helsper W. (Hrsg.): Jugend zwischen Moderne und Postmoderne*, Opladen 1991, S. 41ff.
- Nunner-Winkler G.*: Adoleszenzkriseverlauf und Wertorientierungen. In: *Baacke D., Heitmeyer W. (Hrsg.): Neue Widersprüche. Jugendliche in den achtziger Jahren*, München 1985, S. 86ff
- Schulze G.*: Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart, Frankfurt 1992
- Stubenrauch H.*: Narziss: Eine Herausforderung für die Erziehungswissenschaft und politische Pädagogik. In: *Häsing H. u.a. (Hrsg.): Narziss. Ein neuer Sozialisationstyp?* Bensheim 1979, S. 36ff.
- Ziehe T.*: Pubertät und Narzissmus, Frankfurt 1975
- Ziehe T.*: Ich werde jetzt gleich unheimlich aggressiv. Probleme mit dem Narzissmus. In: *Häsing H. u.a. (Hrsg.): Narziss. Ein neuer Sozialisationstyp?* Bensheim 1979, S. 36ff.
- Zinnecker J.*: Jugend der Gegenwart – Beginn oder Ende einer historischen Epoche? In: *Baacke D., Heitmeyer W. (Hrsg.): Neue Widersprüche. Jugendliche in den achtziger Jahren*, München 1985, S. 24ff